

vor. Sie sind ein Paradies für den braunen und gelben mehr als für den weißen Mann. Auch wo es keine malariaträchtigen Moskitos, keine giftigen Fische und genügend Nahrung gibt. Weil bei allem Zauber der unmittelbaren Umgebung die Weite fehlt — und der Kontrast; es fehlt „high life“. Es gibt eben in der Südsee nichts anderes als das simple life, und wir Weißen tragen immer die doppelte Sehnsucht im Herzen: nach allem, was wir an Werten geschaffen haben — und danach, alle Werke zum Teufel schicken, um Ruhe zu haben. Die größte Europasehnsucht fand ich in der viel angeschwärmten Südsee. Die alte asiatische Erde ist mehr noch als die unsere parzelliert und übervölkert; im sonnigen, nicht eben sauberen chinesischen „Reiche“ findet man kaum einen Platz für ein Zelt, überall wächst etwas auf dem Boden oder es schläft jemand darunter den ewigen Schlaf. Bei den vielen grausigen Krankheiten ist es unangenehm, in Schweineställen oder anderen Simple-life-Quartieren zu hausen, in denen sich kein Schwein aufhalten möchte. Auch in Indien sind hygienische Haushaltsquartiere teuer, so wirtschaften oft mehrere Familien in einem Parsen-Cottage mit gemeinsamer Küche und dem Endresultat, daß sie sich zeitlebens nicht wieder „kennen“. Ich habe ungestraft unter Palmenblattdächern gewohnt, aber gemütlicher war es doch in dem gesunden, blitzblanken, billigen Spielzeughaus, bei den neugierigen Japanerinnen, die sich halbtot lachten, wie ich auf dem Mattenboden des simple life schlief, saß und aß — so dämlich stellte ich mich an.

Und nachdem man alles durchgekostet und seine Kompliziertheiten und Halbheiten abgelegt hat —, wie schön ist Europa, dieser exotischste aller Kontinente, wo es so viel Unentdecktes auch für Europäer gibt. Arme Kurort-Städter, die nach Namen gehen, während ein wirklicher Erholungsort niemals einen bekannten Namen hat, noch Kurgäste.

Aber selbst im Hotel (das haben mir

die weltklugen Globetrotter-Engländer gezeigt) kann man heimlich simple life führen. Das fängt mit dem unentbehrlichen Tee an, den niemand auf dem Kontinent richtig bereiten kann und endet . . .

Für mich endete es damit, daß ich jetzt einfach, aber wirklich ganz einfach als möblierter Herr in der Tauentzienstraße hause, wirtschaftete, mich bediene, mich aufpäppele. Fürchten Sie sich nicht, meine Küche ist unriechbar und unsichtbar. Wenn ich nach Hause komme, ein paar harmlos aussehende, für raffiniert einfache, absichtlich monotone Mahlzeiten bestimmte Paketchen am Finger baumelnd, brause ich mir zuerst die Tauentzienstraße vom Leibe, schlüpfe sodann in ein simple life-Kostüm und öffne den Waschtisch. Dort ruht ein stiller Freund, mein Lebensgefährte durch so viele unruhige Jahre. Das ist ein Spirituskocher. Ist es nicht wenigstens ein Spiritusgaskocher? Nein! Nichts so Exaltes; etwas so Einfaches, daß man es hier wiederum nicht findet . . . Während der Stunden seiner leisen Tätigkeit fühle ich mich geborgen, und gerne stehe ich manchmal von meiner Arbeit auf und sehe nach ihm, meinem Freund. Dem Aermsten fehlt ein Bein, das durch eine Haarnadel ersetzt ist, eine dicke, ganz unromantische Nadel, die ich in einer Gegend gefunden habe, wo es gar keine Frauen gibt, und mit der vermutlich ein australischer Viehtreiber in seiner Pfeife herumgestochert hat. Erinnerungen tauchen auf und tauchen unter, wenn ich meinen Kameraden betrachte, mit dem künstlichen Bein. Jetzt, wo ich nicht draußen in der Welt herumkutschiere, ist doch die Atmosphäre der großen Welt in meinem kleinen simple life. Cooking is company, sagt der Engländer: Kochen ist (so gut wie) Gesellschaft. Manchmal besser. Was ich bin, verdanke ich meinem „billy“, einem einfachen Blechtopf, wie man ihn hier gar nicht zu kaufen kriegt. Das ist simple life.